

*Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte*, hrsg. von JÜRGEN MACHA/ELMAR NEUSS/ROBERT PETERS unter Mitarbeit von STEPHAN ELSPASS, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2000 (= Niederdeutsche Studien 46).

Die vorliegende regionale Sprachgeschichte führt unterschiedliche sprachhistorische Räume – den westfälisch-niederdeutschen, den rheinischen (Ripuarisch-Kölnisch) und den niederrheinischen (Niederfränkisch, Rheinmaasländisch) – zu einem Gesamtspektrum zusammen, ohne damit zugleich bzw. von vornherein eine einheitliche Entwicklung zu unterstellen. Der Grundgedanke greift frühere Ansätze der geschichtlichen Landeskunde und der Kulturräumforschung auf, wie sie etwa in den *Kulturströmungen*<sup>1</sup> und im *Raumwerk Westfalen* (ab 1931) vorliegen. Konzeption und konkrete Durchführung (mit einer Offenheit, die Spielräume schafft) sind beispielhaft: Gegenüber einer Sprachgeschichtsschreibung, die einseitig teleologisch auf die moderne deutsche Einheitssprache hin ausgerichtet ist, soll – unter Beachtung langfristiger Perspektiven – gerade die Eigenart regionaler Entwicklungen ins Blickfeld treten. Es versteht sich von selbst, daß die jeweiligen Einzelräume als geographische, historisch-politische oder sprachliche Einheiten mit der Zeit unterschiedliche Bedeutung gewinnen. Gemeint sind sprachliche Kernräume, die im Laufe der Zeit durchaus auch Ausdifferenzierungen erfahren (wie z.B. das Ruhrgebiet mit seiner charakteristischen Umgangssprache). Bestimmend für den Ordnungsrahmen sind daher in erster Linie die sprachgeographischen Areale, die soweit wie möglich ganzheitlich beschrieben werden: in ihrer Binnengliederung und Abgrenzung nach außen, nach dem Schreib- und Sprechsprachlichen Gebrauch, dem Varietätengefüge, den Schreibsprachlichen Konsolidierungserscheinungen, der vertikalen Schichtung oder den Kontakterscheinungen, kurz: sprachökologisch-umfassend in sprachsubstantieller und sprachexterner Hinsicht, auch unter Berücksichtigung von Sprachbewertungen („attitudes“).

Das Buch kann sowohl synchron-raumbezogen als auch in diachroner Perspektive gelesen werden, da es nach Zeitabschnitten – Früh- und Hochmittelalter, Spätmittelalter, Frühe Neuzeit und Neuzeit – gegliedert ist. Gemeinsamkeiten und Trennendes in Zeit und Raum sind im kontrastierenden Nach- und Nebeneinander der Sprachregionen erkennbar. Das Nebeneinander bedingt auch ein Miteinander: Es wird vor allem nachvollziehbar, warum sich diese randständigen Sprachräume des Deutschen letztlich nicht – wie es aus sprachsubstantiellen Gründen nahegelegen hätte – zur westlich-niederländischen Schriftsprache hin orientiert haben.

Th. Klein zeichnet die Anfänge und frühen Entwicklungen: Beginnend mit den seit dem 5. Jahrhundert faßbaren siedlungsgeschichtlichen Befunden

<sup>1</sup> H. AUBIN/TH. FRINGS/J. MÜLLER, *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde*, Bonn 1926.

beschreibt er die (rheinisch-)mittelfränkische und westfälische Sprachgeschichte bis 1300, wobei die Aspekte Sprachraumbildung, kennzeichnende Sprachmerkmale (auf sämtlichen Analyseebenen) und Sprachwandelerscheinungen im Vordergrund stehen. So schafft er eine orientierende Grundlage, die auch für den Gesamttraum einen sicheren Grund legt. Konstitutiv für das quellenmäßig vergleichsweise reich dokumentierte Mittelfränkische sind – abgesehen von der eingeschränkten Tenuesschiebung – vor allem die rheinische Akzentuierung und romanische Lehnwortareale. Für die sprachliche Binnengliederung des Altwestfälischen (Südwestfälisch, Münsterländisch und Ostwestfälisch) erweist sich im hohen Maße die Diözesanaufteilung (Köln, Münster, Paderborn/Osnabrück) als raumbildend, die – wie die Verbreitungsareale der Siedlungsnamen auf „-hausen“ und „-dorf“ (G. Müller) nahelegen – womöglich bis in die Karolingerzeit zurückreicht. Wahrscheinlich bereits (spät-)altsächsisch ist die unterschiedliche Entwicklung der mittelniederdeutschen ē- und ö-Laute. Seit Beginn der Überlieferung orientiert sich dieser Sprachraum nach Westen und Süden hin.

Aufgrund des schreibsprachlichen Ausbaus konturierter zeigen sich die einzelnen Sprachräume im Spätmittelalter. R. Möller betont – die „konstanten“ Merkmale (Kennformen) und Neuerungen übersichtlich dokumentierend – die sprachgeschichtliche Zwischenstellung Kölns und des weiteren, weniger intensiv erforschten ripuarischen Sprachraums im Schnittpunkt nord-südlicher und hansisch ost-westlicher Beziehungen. Auf jeden Fall scheint das Verbindende gerade auch das Kennzeichnende dieser Schreiblandschaft zu sein. Diese baut sich im Laufe des 14. Jahrhunderts amtsprachlich aus, unter zunehmender Orientierung auch am Niederdeutschen (Hansesprache) und vor allem am Niederländischen, dem gegenüber südliche Formen vor 1500 noch kaum eine Rolle spielen. Erste Verfestigungen des regionalen Schreibgebrauchs sind bereits im 15. Jahrhundert zu beobachten, ohne daß von einem systematisierten, generalisierten Prozeß des Variantenabbaus gesprochen werden könnte. Empfängerorientierte südliche Sprachformen in überregionalen Schreibprodukten der Kölner Ratskanzlei machen vielmehr deutlich, daß der regionale Schreibgebrauch alles andere als stabil zu sein scheint. Derartige adressatengebundene Schriftstücke lassen sich bereits als Indikatoren einer höheren Einschätzung des Hochdeutschen als Prestigevarietät fassen.

Der ripuarischen Sprachlandschaft vergleichbar ist in gewisser Weise die rheinmaasländische Sprachregion, deren Einheitsbewußtsein sich auf der Grundlage einer Vielzahl spätmittelalterlicher Adels herrschaften herausbildete (M. Elmentaler). Im Vergleich zu Flandern oder Köln setzt die vielseitige Verschriftlichung der Volkssprache in diesem Raum erst relativ spät ein, hauptsächlich in der Zeit zwischen 1260 und 1280, zunächst wohl in der höfischen Kanzlei und dann auch in der städtischen Verwaltung. Anhaltspunkte für eine sprachgeographische Binnengliederung bieten sprechsprachlich ausgerichtete Notationen, die Analyse der Schreibtraditionen und der schreibsprachlichen Überschichtungen. Daneben stehen Orientierungen an exogenen Vorbildern (Kölner und vor allem auch der westlich-brabantische Schreibgebrauch), während oberdeutsche Einflüsse erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erkennbar werden. Wie bereits erste Ergebnisse des Duis-

burger Forschungsprojekts (A. Mihm) zeigten, kann der schreibsprachliche Wandel auch nicht ohne weiteres als klar und eindeutig gerichteter Entwicklungsprozeß gedeutet werden. Mit seiner Skizze verbindet Elementaler beachtenswerte grundsätzliche Überlegungen über die Möglichkeiten und Grenzen der Ermittlung gesprochener Sprache aus schriftlichen Quellen.

Später als im Ostfälischen (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts) und im Nordniederdeutschen (Mitte des 13. Jahrhunderts) setzt der Schreibsprachwechsel vom Lateinischen zur Volkssprache in der pragmatischen Schriftlichkeit des Westfälischen ein (um 1300), wahrscheinlich nach westlich-niederländischem und südlich-hochdeutschem Vorbild (R. Peters). Seit etwa 1370/75 und im Verlauf des 15. Jahrhunderts kommt es jedoch zu einem durchschlagenden Sprachausbau in den verschiedensten Domänen, beginnend mit der niederdeutschen Urkundungstätigkeit der städtischen Kanzlei Münster, ebenso im weiteren rechtlichen, wirtschaftlichen und sonstig administrativen Bereich (vgl. auch die sogenannte Münstersche Grammatik von 1451 oder das Erbauungsschrifttum der Brüder vom gemeinsamen Leben/Fraterherren). Der Sprachraum, eine Übergangslandschaft zwischen dem Kernbereich des Mittelniederländischen und des Mittelniederdeutschen (Ostfälisch, Nordniedersächsisch), zeigt sich nach Westen hin offen (ohne strukturelle Sprachgrenze), in der Binnengliederung besteht vor allem ein Gegensatz zwischen dem Nord- und Südwestfälischen. Kleinräumige innerwestfälische „Normierungsprozesse“ (Schreibkonstanzen), die sich namentlich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts feststellen lassen, zeigen nur geringe Reflexe der großräumigen nordniederdeutschen Ausgleichssprache (Hansesprache der sogenannten Lübecker Norm des 15. Jahrhunderts). Geschriebener und gesprochener Regiolekt stehen in deutlicher Distanz zueinander. Sprachkontakte ergeben sich zum Rheinischen (Köln) und Niederländischen (was sich insbesondere in der schönen Literatur niederschlägt). Nicht zuletzt aufgrund der hansischen Siedlungsströme ist das Westfälische freilich durchaus auch Gebersprache für den nordniederdeutschen Ostseeraum.

Von zentraler sprachgeschichtlicher Bedeutung für den Gesamttraum ist der Sprachverlagerungsprozeß zum (Früh-)Neuhochdeutschen, der nach herkömmlicher Meinung durch einen Schreibsprachwechsel eingeleitet wird (vgl. dazu jedoch A. Mihm). Mehrere Beiträge befassen sich mit dieser Umbruchszeit, die in ihren komplexen regionalen Ausprägungen, den zeitlich-räumlichen Überschichtungsabläufen, aber auch den übergreifenden Zügen quellennah- nuanciert beschrieben wird: für die rheinische Sprachgeschichte von W. Hoffmann (16. Jahrhundert) und E. Neuß (17. Jahrhundert), für den rheinmaasländischen Sprachraum von A. Mihm und für das westfälische Regiolektgebiet von R. Peters; in den niederrheinischen Territorien übernimmt – neben dem Deutschen – fortan das Niederländische als Schrift- und Standard-Varietät eine tragende Rolle (H. Eickmans). Weiterführende hypothesengeleitete Erklärungsansätze liefert namentlich A. Mihm, der die sprachlichen Überschichtungsprozesse der Zeit unter primär kommunikations- und kulturgeschichtlichen Aspekten interpretiert und als Wirkungsfaktoren sowohl die Heterozentrierung (Mehrsprachigkeit) als auch die sprachliche Statusbetonung der sozialen Oberschichten hervorhebt. Bisherige Begründungen des Vorgangs im Kontext realhistorischer oder wirtschaftsgeographischer

Gegebenheiten, einschließlich der Reformationsbewegung, werden damit nachdrücklich in Frage gestellt. Als ebenso wenig stichhaltig erweist sich seiner Meinung nach die vorherrschende Auffassung, daß dieser Sprachwechsel auf schreibsprachlicher Ebene eingeleitet wird, dem die mündliche Adaption des Hochdeutschen folgt. Mihns fundierte Analyse ist gerade auch aufgrund der methodischen Vorgehensweise und der theoretischen Überlegungen leistungswert.

Die frühneuzeitliche Umbruchsphase hat raumübergreifend eine Sprachlagenkonfiguration geschaffen, die bis in die Gegenwart hinein prägend fortwirkt. St. Elspaß skizziert sie für das ripuarische Rheinland (bis 1900), G. Cornelissen für den niederrheinischen Raum; der versiert geschriebene Beitrag von J. Macha faßt beide Großareale des Nordrheinischen zusammen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Mündlichkeit, die auch nach sprachsoziologischen Gesichtspunkten (Sprachkompetenz, Regelungen des Sprachgebrauchs im Spannungsfeld von Platt und Hochsprache, Spracheinstellungen) analysiert wird.

Auch im westfälischen Sprachraum, der durch mehrere stadtsprachliche Monographien aus jüngster Zeit vergleichsweise gut erforscht ist, hatte sich mit dem Schreibsprachwechsel eine veränderte medial-diglossische Sprachlage ergeben, die en gros auf die allgemein bekannten Wirkungsfaktoren zurückgeführt wird (R. Peters). Der Prozeß ist hier um etwa 1620 abgeschlossen, zeigt sich freilich in seinen internen und externen Stufungen gleichermaßen komplex (notabene etwa die Wirkung der Humanisten und der Täufer in Münster oder die zunehmende schichtenspezifische Ausdifferenzierung des Schreibgebrauchs etc.). Die Integration dieser Sprachlandschaft in den allgemeinen deutschen Sprachverband orientiert sich nunmehr am südlich-oberdeutschen Sprachmuster (H. Niebaum, der die Zeit von 1620–1850 behandelt). Für die weiteren Entwicklungen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart kann L. Kremer bereits auf eine breitere Quellenbasis wie etwa örtliche und regionale Spracherhebungen zurückgreifen. Es wird deutlich, warum sich die anfänglich stabile Diglossie-Situation unter dem Einfluß von Faktoren wie Urbanisierung und Modernisierung, die Traditionsbrüche darstellen, zunehmend auflöst. Kremers übersichtlich konzipierter Beitrag begründet beispielhaft und gut dokumentierend die heutige Situation des Niederdeutschen. Ausgeklammert wird von ihm das Ruhrdeutsche, das eine eigene Darstellung erfährt (H. Menge).

Angesichts der erklärten Zielsetzung dieses Projekts bleibt es müßig, auf Unzulänglichkeiten en détail oder Wünschenswertes hinzuweisen: Weniger beachtet scheint mir in einigen Beiträgen etwa der instrumentelle Charakter der aufklärerischen Sprachauffassung, die – in der Verknüpfung von (Gemein-) Sprache und Nation – ein erzieherisches Interesse zum Abbau sozialer Unterschiede verfolgte. Auch richtet sich die Wahl der Schulsprache in dieser Zeit im allgemeinen nach der Kirchensprache. Hervorzuheben ist in erster Linie die praktizierte Vorgehensweise. Der vorliegende Sammelband stellt eine Neuorientierung dar, wobei er oft bekanntes Wissen – in anschaulich-konkretisierender Weise, auch gründlich und zuverlässig – summiert. Neu und weiterführend ist das vorgestellte Konzept einer regionalen vergleichenden Sprachgeschichtsschreibung. Die *Rheinisch-westfälische Sprachgeschichte* ist

keine Ansammlung einzelner Aufsätze, sondern ein kohärentes Gemeinschaftswerk, das an gute, zeitweise marginalisierte Traditionen des Faches anknüpft. Es ermöglicht neue Einsichten sowohl im regionalen als auch im überregionalen Bezug.

Hubertus Menke